

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Charlotte Cordays Jugend.

(Schluß.)

Weder Barbaraux, noch Einer seiner Collegen, mit denen sie nach meinem Aufenthalte in Caen in Verkehr gekommen ist, vermochte diesen ihren unerschütterlichen Vorsatz zu ändern. Ihre Verbindung mit ihr war eine rein politische. Ihr Heldenherz kannte nur eine Liebe, die edelste von allen, der sie auch alles opferte, — die Liebe zum Vaterlande. — Sie war, wie ich bereits bemerkt zu haben glaube, außerordentlich zurückhaltend, schüchtern sogar und frei von jeder Koketterie. Sie suchte weder zu gefallen noch zu glänzen. Fromm von frühesten Jugend auf, hatte sie während ihres langen Aufenthaltes in dem Kloster ihren religiösen Glauben befestigt, der eben so tief als aufrichtig war. Sie kannte nicht einen einzigen Roman. Ihre Geistesrichtung war eine viel zu ernste, als daß sie an solchen Dichtungen Reiz hätte finden können. Die „Geschichte Indiens“ von dem Abbé Raynal indeß hatte Gnade vor ihren Augen gefunden, aber nie wollte sie eine Schrift von Voltaire oder Rousseau lesen, weil sie, wie sie sagte, „die Reinheit ihres Glaubens“ zu ändern fürchtete. In diesem Punkte war sie ungemein streng. Obgleich sie viel von der Beredsamkeit des Abbé Fouchet gehört hatte, der vor Kurzem constitutioneller Bischof von Calvados geworden war und den selbst mehrere Royalisten predigen hörten, ließ sie sich doch nicht verleiten. Sie bedauere, sagte sie zu uns, daß ihr Gewissen ihr nicht erlaube, selbst ein Urtheil über das Talent dieses Predigers sich zu bilden. Sie beklagte die ärgerlichen Auftritte auf dem Lande, die durch die Geistlichen herbeigeführt wurden, welche die Verfassung beschworen und ihr Herz fühle sich über solche „Saturnalien“ empört. Sie wußte eine Menge von Beispielen aus der griechischen und römischen Geschichte anzuführen, um zu beweisen, wie sehr die schönen Zeiten der Republik des Alterthums solchen gemeinen Versuchen vorzuziehen wären, die nur dazu dienten, diese Regierungsform, die edelste von allen, herabzuwürdigen.

Einmal, als sie in solcher Weise ihr Glaubensbekenntniß unwillkürlich im Eifer aussprach, unterbrach sie meine Mutter mit der Frage: „sind Sie denn Republikanerin, liebe Armont?“ Sie erröthete und antwortete sodann ruhig: „ich würde es sein, wenn die Franzosen der Republik würdig wären.“ Hätte sie zur Zeit der Verfolgungen der Kirche gelebt, so würde sie ohne Zweifel als Märtyrer ihres Glaubens gestorben sein. Die christliche Jungfrau hätte sicherlich alle Qualen erduldet. Da sie in einer minder glorreichen, aber nicht weniger stürmischen Zeit geboren war, so starb sie für ihre politischen Meinungen und das Alterthum kennt kein Beispiel von stoischer Festigkeit, das sie nicht erreicht oder gar übertroffen hätte.

So jung ich damals auch war, setzte ich mir doch in den Kopf, die irrigen Meinungen Charlottens zu berichtigen und so kam es oft zwischen uns zum Streite. Ich verfuhr dabei mit einer Lebhaftigkeit und einem Eifer, der meiner Meinung nach die eingewurzelteste Kezerei hätte überwinden müssen. Charlottens Einreden kamen rasch und sie waren verständig, logisch. Ich meinerseits setzte freilich das Gefühl über den Verstand. Mich rührte das Schicksal Ludwigs XVI., obgleich damals das traurige Ende desselben noch nicht zu ahnen war. Alles für den König, war meine Devise. Charlotte hatte dagegen den Grundsatz: die Könige wären für die Völker, keineswegs die Völker für die Könige da. Das mag wahr sein, aber es verletzte mich in dem Gegenstande meiner Abgötterei. Die unveränderliche Ruhe meiner Gegnerin machte mich ungeduldig und ich verurtheilte mich mit ihr; dann kam ich ihr wieder entgegen und bemühte mich, wenigstens einige Concessionen von ihr zu erlangen. Vergebens. Sie war zu wahrhaftig, als daß sie ihre Gesinnungen auch nur hätte verhüllen können.

Eines Tages — dessen ich mich sehr wohl erinnere — saß ich mit meiner lieben Leonore in dem schönen Garten des Palastes Faudral, las mit ihr die Geschichte Englands, beweinte mit heißen Thränen das Unglück Karls I. und begeisterte mich für die Beispiele von Hingebung und Aufopferung, welche die Anhänger der Stuarts unsterblich gemacht haben. „Siehst Du, liebe Charlotte,“ sagte ich zu meiner Freundin, „das könnte ich

auch thun, wenn Aehnliches in Frankreich geschähe. Ich würde mich für meinen König aufopfern und für ihn sterben.“ — „Ei,“ antwortete sie, „ich würde ihm wohl auch mit aller Kraft dienen, aber nicht bis zum Tode. Ich behielte doch lieber meinen Kopf und wenn er mir verkehrt aufgesetzt würde.“ Diese Worte habe ich nicht vergessen seit dem Tage, an welchem dieser reizende Kopf unter dem Beile der Revolution fiel. Sie wollte leben und sie starb. Ich wollte sterben und lebe noch, um so viel liebe Freunde zu beweinen und über das Unglück meines Vaterlands zu trauern.

Bald sollten wir uns noch einmal trennen, denn meine Eltern schickten sich an, Caen mit Rouen zu vertauschen. Die erhitzen und fanatischen Köpfe in Caen versprachen keine Sicherheit mehr. Die Bewohner von Rouen dagegen standen in dem Rufe der Mäßigung und sie sind ihm auch in der Schreckenszeit treu geblieben. Frau v. Bretteville, die uns höchst ungern scheiden sah und ihre Angst kaum beherrschen konnte, war fast entschlossen uns zu folgen. Auch trieb sie ihre junge Verwandte mit aller Macht dazu an. Ein einziges Hinderniß stellte sich der Ausführung ihres Wunsches entgegen und dieses Hinderniß war nicht zu beseitigen. Die alte Dame hatte nämlich gehört, man müsse über eine Schiffsbrücke, um in die Stadt zu gelangen; sie bildete sich ein, die Brücke könne auseinandergehen gerade wenn sie darauf sei. So lächerlich diese Furcht erscheinen mag, man konnte sie aus dem beschränkten Kopfe nicht herausbringen. Unsere ganze Beredsamkeit scheiterte an dieser Einbildung. Da schlug man vor, über Paris zu reisen, um diese Brücke zu vermeiden. Das war aber noch schlimmer. Paris! Wer eine so gefährliche Reise wagt, hatte ihrer Meinung nach den Verstand ganz und gar verloren. So mußten wir uns denn verabschieden — auf Nimmerwiederssehen.

Vier Monate waren seit der Erneuerung unserer Bekanntschaft mit Fräulein Charlotte von Armont vergangen. Wir hatten sie wahrhaft lieb gewonnen. Auch sie war über unsere Abreise sehr betrübt und vermist namentlich meine Mutter, deren Einfluß auf ihre alte Tante ihr das Leben angenehm machte und die sie an die schöne Zeit ihrer Kindheit erinnerte. Wenn wir bei ihr geblieben wären, würde sie sich vielleicht von der Gesellschaft von Föderalisten fern gehalten haben, die uns gewiß ganz fremd geblieben wären. Guter Rath, angenehmer Umgang, gemeinschaftliche Beschäftigungen hätten ihre Exaltation vielleicht besänftigt.

Kurz vor unserer Abreise gab uns Frau v. Bretteville noch ein Mittagessen. Die Gäste interessirten uns in mehr als einer Hinsicht. Herr von Armont hatte in Folge dringender Briefe meiner Mutter seiner Tochter den Eigensinn verziehen, der sie aus dem väterlichen Hause getrieben. Er glaubte, ihr unruhiges Köpfchen

habe gutem Rathe nachgegeben und erschien deshalb in Caen mit seiner jüngsten Tochter und seinem jüngeren Sohn, der sich nach Koblenz zu den Emigrirten und seinem älteren Bruder begeben sollte. Ein junger Verwandter der Frau v. Bretteville, Herr v. Tournelis, hatte sich in derselben Absicht in Caen eingefunden. Es war also in doppelter Rücksicht ein Abschiedessen. Herrn v. Tournelis schien Charlotte v. Armont sehr zugesallen. Beide nannten Frau v. Bretteville ihre Tante, obgleich sie nur eine entfernte Verwandte war und meine Mutter würde es sehr gern gesehen haben, wenn die beiden Zweige der Familie durch die Verbindung des lebenswürdigen jungen Mannes mit unserer Freundin sich vereinigt hätten, aber die letztere schien gar keine Neigung zu haben, dieses Arrangement zu begünstigen. Aus einem gewissen Widerspruchsgeiste äußerte sie ihre Ansichten, die den Hoffnungen der Emigrirten sehr feindselig waren, offener als je. Herr v. Tournelis versuchte gleich uns dieses verirrte Lamm auf den rechten Weg zurückzuführen, denn er schrieb die Ideen, welche sie aussprach, einer Verirrung zu. Ihre Vorliebe für Rom und Sparta verzieh er ihr, denn er bildete sich nicht ein, daß sie den Sturz unserer alten und ruhmreichen Monarchie wünschen könne.

Dieses Abschiedessen wird nie aus meiner Erinnerung schwinden. Es war am Michaelistage 1791. Charlotte v. Armont, die eines der Kleider trug, welche die alte Verwandte ihr geschenkt hatte, war wahrhaft blendend schön. Ich hatte ihren Anzug und ihren Kopfschmuck mit geordnet, damit die Tochter auch durch ihre Erscheinung das Herz des Vaters gewinne. Ich sehe sie noch vor mir in dem Kleide von weißgestreiftem rosa Taffet, das vorn über einem Unterkleide von weißer Seide offen war. Ihr Wuchs trat in diesem Anzuge reizend hervor. Ein rosa Band schlang sich durch ihr Haar und paßte zu der Farbe ihres Teints, die lebhafter als gewöhnlich war in Folge der Ungewißheit über den Empfang durch ihren Vater und der Aufregung wieder im Kreise der Ihrigen zu sein. Sie war an diesem Tage wirklich ein ideales Wesen.

Herr von Armont und meine Mutter sahen einander mit einem Gefühle von Trauer und Freude wieder. Die Vergangenheit erschien dem achtbaren Manne in diesem Augenblicke ganz. Er umarmte seine Tochter, die meine Mutter ihm zuführte, mit ganz väterlicher Zärtlichkeit. Er sprach kein Wort des Vorwurfs oder Tadelns aus und willigte gern ein, sie noch bei der Frau v. Bretteville zu lassen, die sich über diese von ihr gar nicht erbetene Gunst sehr wenig freute, aber ihrem schwachen Charakter nach auch keinen Versuch machte, sich der Last zu entziehen.

Im Anfange war man bei Tisch sehr heiter, denn man fühlte sich hoffnungreich. Die künftigen Emigrir-

ten glaubten nur eine kurze Vergnügungsreise an den Rhein zu machen und dann in die Winterquartiere in Paris zurückzukehren. Fräulein v. Armont scherzte über die Schnelligkeit ihres Marsches und die so nahe Rückkunft. Sie verglich sie mit Don Quixote. Man lachte, man scherzte und bis dahin ging alles gut. Da brachte man die Gesundheit des Königs aus. Wir waren alle sogleich aufgestanden, ausgenommen Charlotte, die sitzen blieb und ihr Glas stehen ließ. „Auf das Wohl des Königs!“ rief man zum zweiten Male. Charlotte rührte sich nicht. Ihr Vater runzelte die Stirn und schlug sichtbar verlegt die Augen nieder. Meine Mutter stieß das Mädchen leise an, um sie zu veranlassen aufzustehen. Charlotte sah sie mit ihrer gewöhnlichen sanften Ruhe an, rührte sich aber nicht. „Wie, Kind?“ sagte dann meine Mutter leise zu ihr, „Sie weigern sich auf das Wohl eines so gütigen und tugendhaften Königs zu trinken?“ — „Für tugendhaft halte ich ihn, ja,“ antwortete sie mit ihrer Stimme, die so lieblich klang; „aber ein schwacher König kann kein guter König sein; denn er vermag etwas nicht, Unheil von seinem Volke abzuwenden.“ Eine peinliche Stille folgte diesen Worten. Ich war im höchsten Grade erzürnt und auch meine Mutter konnte ihre Verstimmung kaum verbergen. Wir tranken indeß begeistert auf das Wohl des Königs. Dann setzten Alle sich nieder, offenbar verlegt und verstimmt. Gewiß hatte Charlotte keineswegs die Absicht gehabt uns zu mißfallen, aber sie war einer Verstellung unfähig und ihre felsenfesten Grundsätze gestatteten ihr nicht anders zu handeln. Das Festmahl und seine Freude waren und blieben gestört.

Der Zufall wollte, daß der constitutionelle Bischof (der Abbé Fouché) eine Art Einzug an diesem Tage in Caen hielt. Eine große Volksmenge hatte sich versammelt, begleitete ihn und rief fortwährend: „es lebe die Nation! Es lebe der constitutionelle Bischof!“ Die beiden jungen Männer, die wahrscheinlich durch das ihnen unbegreifliche Benehmen des Fräulein v. Armont bereits gereizt waren und durch jene Rufe auf der Straße noch mehr verlegt wurden, traten an das Fenster, unter welchem der Zug eben vorüber kam, und wollten von da aus einen ganz entgegengesetzten Ruf ertönen lassen. Er würde uns einem gewissen Tod ausgesetzt haben. Das Volk hätte uns zerrissen. Wir traten also alle zwischen das Fenster und die jungen Männer, um sie von der Ausführung ihrer unverzeihlichen Thorheit abzuhalten, aber wenn sie auch nicht bis an das Fenster gelangen konnten, riesen sie doch wenigstens in dem Zimmer laut genug: „es lebe der König!“ Da faßte Charlotte Herrn von Tournellis mit fester Hand und zog ihn weiter in das Zimmer zurück, während ihr Vater seinem Sohne Schweigen gebot. „Bedenken Sie nicht“, sagte sie zu dem jungen Manne, dessen Arm sie noch nicht

losgelassen hatte, „bedenken Sie denn nicht, daß die unzeitige Aeußerung Ihrer Meinung allen um Sie her verderblich werden kann? Wenn Sie Ihrer Sache in solcher Weise zu dienen glauben, werden Sie besser thun gar nicht abzureisen.“ — „Haben Sie nicht soeben selbst, mein Fräulein,“ entgegnete Herr von Tournellis heftig, „die Gesinnungen Ihres Vaters, Ihres Bruders und Ihrer Freunde verlegt als Sie sich weigerten, in einen so echt französischen und unseren Herzen theueren Ruf einzustimmen?“ — Sie lächelte. „Meine Weigerung,“ sagte sie dann ruhig, „konnte nur mir allein schaden. Sie setzen dagegen, ohne irgend einen nützlichen Zweck, das Leben aller hier Anwesenden auf das Spiel. Auf welcher Seite ist die Unklugheit?“ — Herr v. Tournellis schwieg. Die Menge draußen hatte sich verlaufen und der Vorgang hatte keine Folgen.

Wir waren übereingekommen einander häufig und bei jeder Gelegenheit zu schreiben. Ich empfing wirklich von Charlotten zehn bis zwölf Briefe, von denen mir leider nur zwei geblieben sind, weil meine Mutter, die sie bei mir gefunden, es für gerathen hielt sie zu verbrennen. Sie fürchtete, sie könnten bei Hausdurchsuchungen, die in jener Aera der Freiheit täglich vorkamen, den Beweis liefern, daß ich in Briefwechsel mit dem Mädchen gestanden, bei dessen Namen schon unsere Tyrannen zitterten. Ich bedauere aufs Höchste diese Briefe nicht bewahrt zu haben, denn sie waren sämmtlich charakteristisch. Vergessen habe ich sie nicht. Die Katastrophe, welche bald genug die Schreiberin traf, grub sie unverilgbar in mein Gedächtniß ein. Man las in denselben Lebensüberdruß, Trauer über ein nutz- und zweckloses Leben und die Enttäuschungen eines Geistes, der so lange glänzende Illusionen genährt hatte. Von Politik sprach sie wenig und dann nur mit einem Anfluge von Ironie. Sie spottete über die Emigrirten und deren chimärische Pläne und sie beklagte die Austritte, welche in vielen Kirchen vorkamen. Einmal erzählte sie von einem Auf- laufe in Berson, bei Caen, wo man Frauen mißhandelt hatte, die ihrem sonstigen Cultus treu geblieben waren. Die Weiber hatten dafür den Beamten die dreifarbigten Schärpen zerrissen. „Selbst den Zaum des Esels beleidigte man,“ drückte sich Charlotte darüber aus. Sie äußerte mehrmals ihr Bedauern darüber, daß sie ihre Tante nicht vermögen könne, zu uns nach Rouen zu kommen. „Warum habe ich nicht einen Zauberstab, um eine festere Brücke bauen zu können als die ist, vor welcher die alte Frau sich fürchtet! — Wäre ich bei Ihnen,“ schrieb sie weiter, „so würde ich wieder Ihre Schülerin werden und zwar eine aufmerksamere als früher. Vielleicht fände ich dann in Ihrer Freundschaft, in der Liebe Ihrer guten Mutter und in der Literatur Entschädigung für die Langeweile, die ich zu tragen habe. Wenn man in der Gegenwart nicht leben kann und keine Zukunft hat,

muß man sich in die Vergangenheit flüchten und in dem Ideal des Lebens das suchen, was seiner Wirklichkeit fehlt.“

Ich antwortete ihr pünktlich, aber die Gelegenheiten wurden seltener — da man der Post nicht traute — und fehlten um das Jahr 1792 ganz. Die Unterbrechung des Briefwechsels that mir weh. Seit mehreren Monaten hatte ich keine Nachricht aus Caen erhalten, als alle Zeitungen die Ermordung Marats durch ein junges Mädchen meldeten, das man Corday v. Saint Armands nannte. Die so verunstalteten Namen konnten uns nicht auf den rechten Weg bringen. Wir wußten also durchaus nichts, bis die öffentlichen Blätter Bericht über die Verhöre brachten. Die Namen waren noch immer unrichtig, aber einen Angstschrei stießen mir aus als wir lasen: „Wo wohnten Sie in Caen?“ — Bei einer Verwandten. — Mit wem gingen Sie um? — Mit Herrn de la Rue.“ — Die Wolke verzog sich und zeigte uns die Gestalt des Fräulein v. Armont in einem für uns ganz neuen Lichte.

Ich werde die schmerzlichen Gefühle nicht zu schildern versuchen, die ich empfand, denn ich erinnere mich sehr ungerne daran. Was kommt auf das an was ich bei der plötzlichen Enthüllung eines Charakters fühlte, den ich so ganz verkannt hatte? Das Leben, das für Charlotte bis dahin seiner Nutzlosigkeit wegen eine Last gewesen war, hatte in ihren Augen einen Werth bekommen, sobald sie dasselbe dem Gegenstande ihrer Verehrung, dem Vaterlande, opfern konnte. Sie glaubte mit ihrem Blute den Frieden, die Vereinigung der Parteien, das Ende des Bürgerzwistes erkaufen zu können. Und sie zögerte nicht.

„Ich habe das Leben,“ sagte sie, „immer nur nach dem Nutzen geschätzt, welchen dasselbe bringen könnte,“ — und später: „Marat wandte sich täglich an die Leidenschaften, um die Gemüther zu verwirren und zu fanatisiren. Ich glaubte, alles würde zur Ordnung zurückkehren, sobald diese Fackel der Anarchie ausgelöscht sei. Ich zitterte vor Freude bei dem Gedanken, daß das Leben eines Mädchens genüge, so viel kostbares Blut zu retten.“

Niemand veranlaßte sie zu ihrem Plane und Niemandem vertraute sie denselben an. Sobald der Entschluß in ihr feststand, schwieg vor demselben das weibliche Zartgefühl und jede Familienrücksicht. Ihr so weiches Herz hüllte sich gleichsam in einen Panzer, um jedem Gefühle unzugänglich zu sein, das ihrem Plane widerstrebte. Sobald sie einmal überzeugt war, daß nach dem Dolchstoße, den sie führen wollte, ein verhaßtes Joch falle, war sie ruhig, gefaßt und hatte für sich selbst keinen Blick des Mitleids. Sie fühlte weder Schwäche noch Gewissenspein; sie vergaß ihre Jugend, ihre Schönheit, die lange Zukunft, die vor ihr lag, den Schmerz,

den sie ihrem Vater, ihren Verwandten und Freunden bereiten würde, sowie die Gefahr, der sie sich aussetzte. Das Opfer mußte gebracht werden.

Wie sie ihren Plan ausführte, weiß man. Man weiß was sie that, was sie sprach, was sie schrieb. Man weiß, mit welchem Muthe sie in den Tod ging, schön, ruhig, stolz, lächelnd. Sie beherrschte das Volk von dem Karren herab; ihre imponirende Würde gebot der fanatisirten Menge Schweigen und sie zwang zur Bewunderung selbst die, welche gekommen waren sie zu schmähern.

Sie hatte ein Verbrechen vor Gott und den Menschen begangen, in ihren Augen dagegen nur eine Pflicht erfüllt; in ihren Augen war dieses Verbrechen eine Tugend. Ihr fortwährender Hinblick auf das Alterthum hatte sie begeistert; ihre Phantasie war entzündet worden an den Beispielen großartiger Aufopferung, welche unsterblich gemacht haben; sie glaubte ebenfalls dem Gemeinwohle sich zu opfern und erwartete Ruhm und gerechte Beurtheilung von der Nachwelt.

Ich richte sie nicht, ich verdamme sie nicht und spreche sie nicht frei. Der Zweck dieser Zeilen war kein anderer als der Wunsch, ihren Charakter und die Beweggründe, die sie leiteten, recht hervorzuheben. Es hat keinen reineren, keinen edlern, keinen uneigennützigern gegeben. Die Geschichte wird ihr Urtheil fällen über die Heldin, ich, ihre Freundin, aber werde bis zu meinem letzten Athemzuge stolz auf diese Freundschaft sein.

Aus zwei Briefen Charlottens.

März 1792.

. . . Mein Bruder ist vor einigen Tagen abgereist, um die Zahl der irrenden Ritter zu vermehren, die wohl Windmühlen auf ihrem Wege finden werden. Ich kann nicht glauben, wie unsere Aristokraten, daß man im Triumphzuge, ohne Kampf, zurückkommen werde, da die Bewaffnung der Nation furchtbar ist. Ich weiß wohl, daß diese Leute nicht disciplinirt sind, aber die Idee der Freiheit giebt etwas wie Muth und überdies kann auch die Verzweiflung wirken. Ich bin also gar nicht ruhig. Was für ein Schicksal würde uns erwarten? Ein entsetzlicher Despotismus. Wenn es gelänge, das Volk von neuem in Fesseln zu schlagen, geriethen wir aus der Charybdis in die Scylla und würden von neuem leiden . . .

Mai 1792.

. . . Die bis jetzt hier noch zurückgebliebenen rechtschaffenen Leute fliehen nach Rouen. Wir bleiben fast allein und man bedroht uns mit einem Aufstande in der nächsten Zeit. Man stirbt indeß nur einmal und das beruhiget mich in allem Gräuel unserer Tage. Auch wird Niemand in mir etwas verlieren, ich müßte denn in Ihrer Freundschaft etwas gelten . . .

## Dahheim.

## Ländliche Skizze

von

H. Nordheim.

„Und ich sprech: das ist lauter dumm' Zeug! Geht zu einem ordentlichen Doctor, der in Siebenkreuz ist ein ganz geschaidter Mann, und laßt Euch von dem was verschreiben, aber bleibt von der schwarzen Lies. Ich bin doch nun auch meine dreiundfunfzig und ich hab's noch kein Mal erlebt, daß das Vermessen was geholfen hätte.“

„Ja, Ihr —“

„Nun, was ist's mit mir?“ fragte die Frau, die mit Klachtbläuen vor ihrer Thür inne gehalten hatte, „was ist's mit mir?“

Dabei sah sie den Mann, mit dem sie redete, und der, den Kopf in ein dickes rothes Tuch eingewickelt, vor ihr stand, an. „Ihr wollt wohl sagen: „Ja Ihr, Ihr glaubt an nichts.“

„Nun, an Viel glaubt Ihr auch nicht, Holzbäuerin.“

„Ich glaub' an nicht Viel?“ sagte die Frau, indem sie von ihrem Schemel aufstand und ihr das Blut einen Augenblick in das Gesicht schloß. Aber es war hurtig wieder nieder, sie schüttelte die Denu von ihrer Schürze, wuschte sich die Hände daran ab, legte sie darauf langsam wie zum Gebet zusammen und sagte noch Einmal:

„Ich glaub' an Nichts? Ich meine doch, ich glaubte gerade an Alles was Noth thut: Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden — —“

Die Frau sprach und sprach, bis ihr lutherisches Glaubensbekenntniß zu Ende war und wie sie Amen sagte, neigte sie leise den Kopf, bog die Knie etwas vor, als wollte sie einen Knix machen, nahm ihre Hände langsam wieder auseinander und sah den Mann mit ernsthaften Augen an.

Wie sie gefessen hatte war man nicht gewahr worden, daß sie groß sei, jetzt aber sah man's. Die Holzbäuerin war so groß wie der Mann vor ihr und doch war der kein Kleiner; er maß seine fünf Fuß sechs Zoll, und ihr Gesicht, was erst wie ein Aller-Welts-Gesicht ausgesehen hatte, sah nach dem Glaubensbekenntniß ordentlich schön aus. Das machte, die Frau ließ ihre großen schwarzen Augen funkeln und ihre Backen glühten, ob von der Abendsonne oder weil die innere Gluth widerschien? Vielleicht war beides Schuld daran, daß die Frau so gut ausah.

Der Mann vor ihr sah sie wie verdutzt an; sein Gesicht war auch roth, aber nicht von der Abendsonne und auch nicht von der innerlichen Gluth; er hatte

Kopfreissen und einen himmeldicken Backen, der nur so glänzte. Er sah die Frau an und dachte, er habe doch in seinem Leben keine so tolle Hoppel gesehen, wie die Holzbäuerin. Während er das dachte, saß diese schon wieder auf ihrem Schemel und bläute ihren Klach. „Das glaub' ich,“ sagte sie nun, „aber von Eurem einfältigen Gethu glaube ich keinen Pfifferling, ja, ich meine gar, es ist eine Sünde so was zu glauben. Meint Ihr denn, unser Herrgott brauchte die schwarze Lies' dazu, wenn Er was Wunderbares vollbringen will? Die zu allerlegt, denn Ihr wißt's doch, sie hat ihr Lebtag nichts getaugt. Da heißt's aber: In der Jugend jubilirt, im Alter kurirt, und die soll die Leute gesund machen, wenn sie sie in die Länge und über die ausgespannten Arme in die Breite mit einem Faden mißt und dabei Sprüchle vor sich hin brämmelt, die kein Christenmensch verstehen kann? Laßt mich ungeschoren mit Eurem dummen Zeug; von der schwarzen Lies' ihren Sprüchle und Fädle wird Keins gesund.“

(Fortsetzung folgt.)

## M o d e n b e r i c h t.

(F.) Die Hüte bessern sich zum Glück, denn gewiß sahen die Hüte, die in einer Spitze hoch nach oben liefen, weit von der Stirn hinweg und nur oben auf dieser Spitze Auspuß hatten, nichts weniger als schön aus.

Nicht dasselbe läßt sich von den Kopfpuzen sagen, die gegenwärtig eine große Rolle spielen, zumal jede Dame einen Kopfpuz für sich besonders haben will, der zu ihrem Gesicht paßt. Die Folge davon ist, daß man viele häßliche Kopfpuze sieht, denn der gute Geschmack ist leider noch kein Gemeingut. Im Ganzen muß man leider sagen, daß die Kopfpuze wohl ins Uebertriebene gehen und daß selbst elegante Damen dergleichen tragen. Das Haar wird gegenwärtig hinten sehr hoch hinaufgenommen, denn die Mode, die es kürzlich tief herunter machen ließ, ist ganz verschwunden. Sehr hübsch und jugendlich sieht das unten gekräuselte, in Büschel auf die Stirn so gelegte Haar aus, daß die Stirn und das Ohr frei bleibt.

Die langen Locken, die bis auf die Brust fielen, werden nicht mehr getragen, namentlich nicht unter einem Hut. Jetzt ist es unbedingt nöthig, das Haar gerade nach der Stirn zu nehmen oder doch wenigstens eine Frisur, eine Sammettschleife, Bänder oder Blumen in der Mitte der Scheitel anzubringen, um einigermaßen der Mode zu folgen.

Die Federn werden, wie die Blumen, vorn auf der Stirn angebracht, an der Seite nichts.

Die Hüte folgen dieser Mode, selbst die runden, Wir sahen einen sehr hübschen zu einem Reitanzug.

Er war von schwarzem Stroh, mit einem schwarzen Bande umgeben und der Federbüschel kleiner Federn mit Kornblumen ging nach vorn.

Ein anderer hübscher Hut, ebenfalls von Stroh, hatte einen umgelegten Schirm und darauf ein kleines Gefältel von rothem Sammet, so wie ein anderes von schwarzem, in der Mitte dagegen einen Büschel schwarzer und rother Federn, so wie unter dem Schirme einen schwarzen Busch mit Klatschrosen. Schwarze Bindebänder.

Auch die Fußbekleidung ist von Wichtigkeit, namentlich da jetzt die Kleider, wenn sie aufgenommen sind, den Fuß ganz sehen lassen, darf derselbe nicht schlecht bekleidet sein.

Zu Besuchen trägt man Stiefelchen von braunem englischem Leder mit Absatz und Spitze in derselben Farbe. Die Stiefelchen von schwarzem Ziegenleder bekommen indeß oft rothe Absätze, wie sie mit rothem Atlas gefüttert, eben so gesteppt sind und eine Rosette von rothem Taffet auf der Fußbiege haben.

Zu Hause oder zum Diner in Halbtoilette sind die grünen oder rothen Maroquinschuhe mit eben solchem Absatz und solcher Rosette modisch. Am meisten trägt man die grünen oder auch violetten. Zu einem weißen Kleide sehen die rothen sehr gut aus, nicht bloß für Kinder. Auch junge Mädchen und Frauen tragen sie. Zu dem Marie-Antoinette-Schuh gehören weiße seidene oder baumwollene Strümpfe mit farbigen Tüpfeln.

Seidene Strümpfe mit farbigen Zwickeln trägt man besonders gern zu Kleidern von Barège, Organdi oder Seide, eben so wie die genannten Schuhe oder Schuhe von Taffet.

Die Anzüge für das Land werden dies Jahr sehr prononcirt aussehen: runder Strohhut, Ziegenleder-Gamaschen, Balletot von schwarzem Tuche oder schwarzer Seide, Absatzstiefelchen und Wildleder-Handschuhe. Die Reitpeitsche in der Hand soll nothwendig selbst für die Damen sein, die nie reiten. In die Balletots macht man jetzt zwei Taschen auf der Brust wie an den Herren-Balletots; in die eine steckt man das Taschentuch, in die andere das Portemonnaie. Das Taschentuch von Batist hat eine farbige Bigarette oder Chiffre. Spitzen hat nur das Taschentuch zu Visiten und Ball.

Schwer zu begreifen und hübsch zu finden sind die neumodischen Hüte. Sie sind von schwarzem oder weißem Stroh und rund wie die der Matrosen; in der Mitte des Schirmes ein Busch langer Federn, die wie ein Schleier auf die Augen fallen und den obern Theil des Gesichts ganz verdecken. Die Fürstin von Metternich war eine der Ersten, die sich in einem solchen Hute zeigte. Wir behaupten nicht, daß sie schön sind, aber es scheint, als ob sie von der ganzen vornehmen Modenwelt angenommen werden würden.

Man trägt jetzt sehr viele kleine Tüchchen oder besondere Leibchen mit einer gestickten Percale-Chemifette darunter. Die Zuavenform hat das Leibchen nicht.

Die Fichus zu den ausgeschnittenen Kleidern zur Abendtoilette sind modischer als je.

#### Modenblatt N<sup>o</sup> 19.

##### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Zughut von Krepp, oben über der Stirn ein Büschel schwarzer Federn mit einer blauen Bandrossette in der Mitte; Kleid von einfarbig grauem Foulard mit hohem glattem Leibchen und schwarzem Band- und Possamentirbesatz vorn; ähnlicher Besatz an den halblangen Ärmeln unten, sowie in größerem Maßstabe unten auf dem Rode; geschlossene bauschige weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Weißseidener Hut mit kurzem, nicht spitz zulau fendem Schirme, um den Bart ein rothes Band, oben an der Seite mit weiß und rothen Federn und in der Mitte über der Stirn mit zwei Rosen und Blättern ausgeputzt; rothe lange Bindebänder; Kleid von grauem Taffet mit kurzem hohem rundem Leibchen, mit übereinandergehendem schwarzartigen Besatz von drei kleinen Volants, deren jeder mit braunen Sammetbändchen garnirt ist; sehr schmaler brauner Sammetgürtel; ziemlich lange und enge Ärmel mit drei gefältelten Volants, die mit braunen Sammetbändchen garnirt sind; auf dem Rode, an jeder Seite, fünf Sammetbänder, die von dem Gürtel in der Länge hinunterlaufen; geschlossene Unterärmel; Glacéhandschuhe; gesticktes Taschentuch; Stiefelchen.

3. Grünseidener Hut, mit schwarzen Spitzen, schwarzem Band und an der Seite mit schwarzen Federn ausgeputzt; grüne Bindebänder; Kleid von grünem Taffet mit hohem glattem Leibchen und halbweiten Ärmeln, unten auf dem Rode mit mehreren geglödeltten kleinen Volants; ganz kleiner Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen; Cashmir-Shawl-Burnuß, hinten und vorn zusammengehalten, so daß er vorn und hinten eine Art Capuchon bildet.

4. Sehr kurzschirmiger weißer Hut, am Schirme und am Barte mit lilas Band besetzt, unter dem Schirme, über der Stirn, mit Weintrauben und Blättern; weiße Bindebänder mit lilas Band; Kleid von grauer Seide mit rundem hohem Leibchen ohne Ausputz, auf dem Rode unten mit lilas Atlasband reich garnirt; kleine kurze Mantille von schwarzem Taffet mit Capuchon und Pelierine von schwarzen Spitzen; kleiner Kragen; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Taschentuch; Stiefelchen.



AL. L. LEVANTINE. MONDRIEN. 1871

19 1871





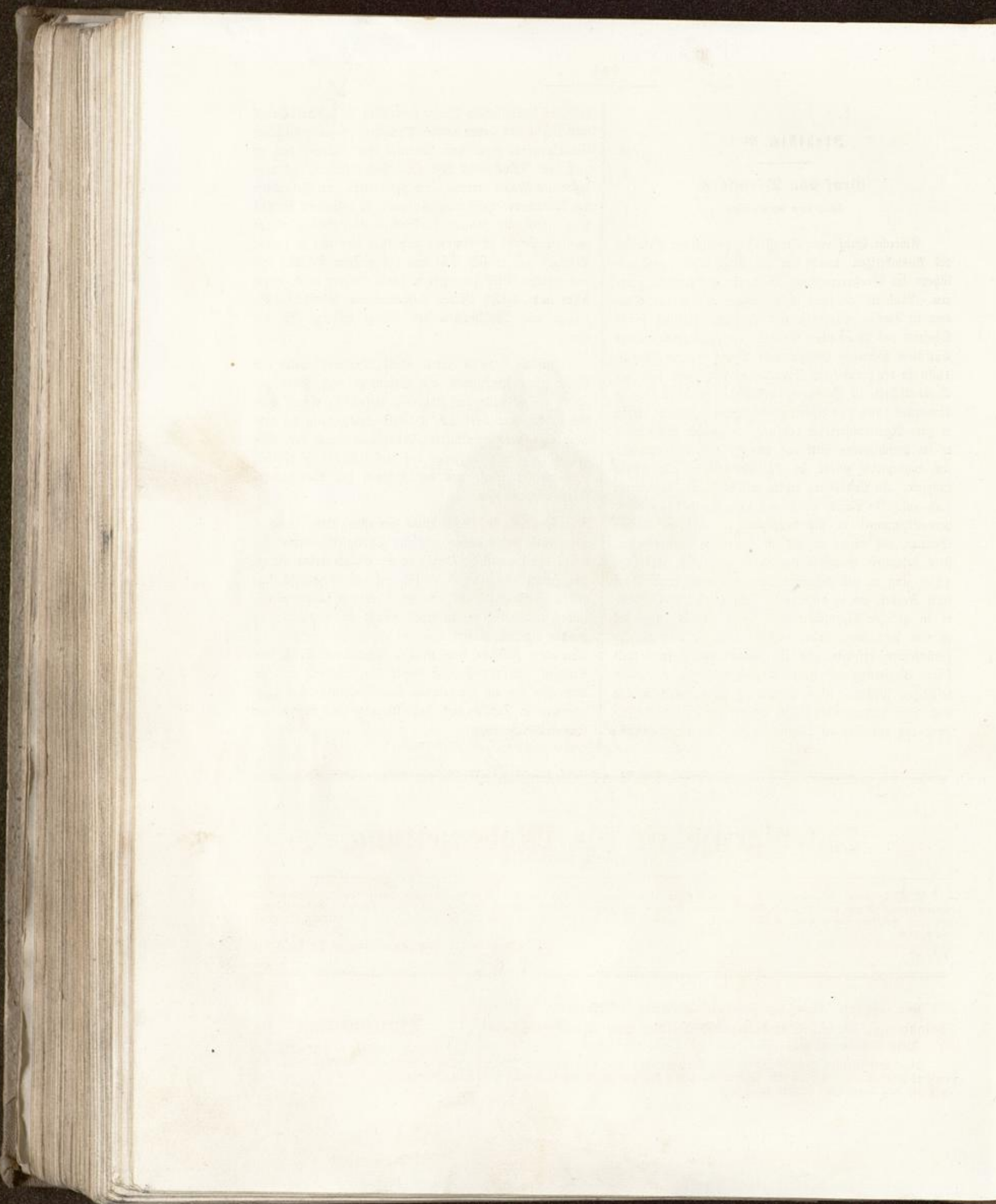


*Stich v. A. Hübner*

*Druck v. Nege in Leipzig*

# *Berustoff*

*Verlag v. Baumgärtner Buchh.*



Stahlstich N<sup>o</sup> 19.**Graf von Bernstorff.**

(Nach einer Photographie.)

Albrecht Graf von Bernstorff, preussischer Minister des Auswärtigen, wurde am 22. März 1809 zu Dreylißow im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin geboren. Nachdem er seine in Göttingen begonnenen Studien in Berlin vollendet, trat er unter Leitung seines Oheims, des preussischen Staats- und Cabinetsministers Christian Günther Grafen von Bernstorff, im August 1830 in den preussischen Staatsdienst und ward bald der Gesandtschaft in Hamburg attachirt. Nachdem er im November 1833 das diplomatische Examen gemacht, ward er zum Legationssecretär ernannt, in welcher Eigenschaft er bei verschiedenen mittleren und größeren Gesandtschaften, namentlich zuletzt in St. Petersburg und Paris fungirte. In Petersburg rückte er 1837 zum Legationsrath auf. In Paris, wo er bis zum Jahre 1839 blieb, vervollkommnete er sich vorzüglich in der französischen Sprache, auf welche er, als für sein Fach unentbehrlich, stets besondere Sorgfalt verwendet hat. Im Frühjahr 1840 ging er, als Geschäftsträger, in besonderer Mission nach Neapel, wo er anderthalb Jahr blieb. 1842 ward er in gleicher Eigenschaft nach Paris geschickt und als er von dort im October desselben Jahres nach Berlin zurückkehrte, erfolgte, als ein Zeichen der Zufriedenheit seiner Regierung mit seiner Geschäftsführung auf jenem wichtigen Posten, seine Ernennung zum Legationsrath und zum vortragenden Rath in der politischen Abtheilung des auswärtigen Ministeriums. In dieser wichti-

gen und interessanten Stellung verblieb er fast drei Jahre und führte den bedeutendsten Theil der großen politischen Correspondenz unter dem Minister von Bülow, den er auch, bei Abwesenheit oder Krankheit desselben, zu verschiedenen Malen vertrat. Im Jahr 1845 zum Gesandten am Münchener Hofe ernannt, hatte er besonders zu Anfang gegen die damals in Bayern übermächtige ultramontane Partei zu kämpfen und that dies mit so gutem Erfolg, daß er sich nicht nur des vollsten Beifalls seines eigenen Hofes zu erfreuen hatte, sondern auch, durch festes und zugleich offenes Auftreten das besondere Vertrauen und Wohlwollen des Königs Ludwig sich erwarb.

Im Mai 1848 wurde Graf Bernstorff unter den schwierigsten Umständen als Gesandter nach Wien geschickt, wo er volle drei Jahre in dieser Eigenschaft verblieb. Er war dort am 6. Juli gegenwärtig bei dem Empfange der Frankfurter Deputation durch den Erzherzog Johann und Zeuge wie dieser Fürst die deutsche Reichsverweigerung aus den Händen der Nationalversammlung annahm.

Nachdem er 1851 Wien verlassen hatte, war er anderthalb Jahre außer amtlicher Thätigkeit, vertrat indessen die Hauptstadt Berlin in der Ständeversammlung. Im Herbst 1852 begab er sich auf den Gesandtschaftsposten in Neapel. Er war jedoch noch nicht anderthalb Jahre dort, als er im April 1854 zum Gesandten in London ernannt wurde. Hier unterhandelte er 1857 die Ehepacten zwischen dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und der Prinzessin royal von England und er blieb hier bis er, wie bekannt, das Ministerium des Auswärtigen in Berlin nach dem Abgange des Herrn von Schleinitz übernahm.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

**L**iterarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Neu erschienen. Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig:  
Brinkmann, Dr. F., **Studien und Bilder aus Süddeutschem Land und Volk.** 2 Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese interessanten Schilderungen und Erinnerungen aus dem schönsten Theile unseres Vaterlandes, werden bei näherer Beachtung sich dem gebildeten Publikum gewiß als eine angenehme Lectüre empfehlen.

### Bandwurm

beseitigt (auch brieflich) in 2 Stunden gefahrlos und sicher Dr. **Cruft** in Neudnitz (Leipzig).

Da beinahe in allen Gegenden Deutschlands, sowie auch in hiesigen Blättern

## Thomson's Crinolines

angekündigt, aber dem Publikum Waaren verkauft werden, die nicht aus unserer Fabrik hervorgegangen sind, so erlauben wir uns hiermit darauf aufmerksam zu machen,

dass wir nur solche Shirts als unser Fabrikat anerkennen, die mit unserem Fabrik-

stempel und  unserer Firma

(Thomson & Comp.) versehen sind.

Alle Crinolinen, die weder unseren Stempel, noch unseren Namen tragen (aber als unser Fabrikat angepriesen werden), sind nicht von uns fabricirt worden.

**Thomson & Co. aus Annaberg.**

Commanditen in Paris, New-York, London und Brüssel.

## Die „Recensionen.“

Kritisches Fachblatt für Theater, Musik und bildende Kunst,

begannen am 6. April Sr Jahrg. ihr zweites Quartal.

Das erste Quartal brachte an größern abhandelnden oder kritischen Artikeln: Das Zauberdrama der Chinesen. — Musikalische Skizzen aus Alt-Wien. — Gounods „Faust“. — Kritische Rundschau über das Wiener Theater- und Musikleben. — Kirchenmusik und religiöse Musik. — Das Wiener Ausstattungskunst. — Die dramatische Illusion. — Die Wiener Vorstadttheater. — Zu K. M. v. Webers Familien- und Jugendgeschichte. — Der Declamationston und sein Uring. — Aubers Geschichte der Musik. — Die Heranbildung für die Tragödie. — Sebastian Bach und Joseph Haydn. — Ueber Journalkritik. — Zehn Jahre aus dem Prager Musikleben. Das politische Tendenzdrama. — Ferner neben den kritischen Besprechungen aller Novitäten an sämtlichen Wiener Theatern und aller namhaften Concerte, größere Original-, Theater- und Musikberichte und Correspondenz-Nachrichten aus: Berlin, Braunschweig, Brunn, Christiania, Danzig, Darmstadt, Dresden, Hannover, Leipzig, München, Olmütz, Pest, Prag, Schwerin, Stuttgart.

Die „Monat-Beilage für bildende Kunst

brachte im ersten Quartal unter anderm: Die Kunst und das Budget. — Die Aufgabe der modernen Architectur. — Das neue Opernhaus in Wien. — Zeitgemäße Kunstzustände. — Gallais Pio Rono. — Das städtische Museum in Leipzig. — Photographie und Kunst. — Das Prinz Alberts Denkmal in London. — Leipziger Kunstzustände. — Neue Berliner Denkmäler. — Oesterreichischer Kunstverein (Januar, Februar- und März-Ausstellung). — Zur Kunst-Literatur.

Das Hauptblatt der „Recensionen“ erscheint jeden Sonntag; die Beilage für bildende Kunst einmal monatlich.

Man abonniert: Expedition der „Recensionen“, Wien, hoher Markt No. 541. im ersten Stod, so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes. Vierteljähriger Pränumerationspreis 2 Thlr. oder 3 fl. De. W., ganzjährige 8 Thlr. oder 12 fl. De. W.

Probenummern wurden an alle namhafteren Buchhandlungen versandt und können von denselben abgegeben werden.

Wien, im April 1862.

Die Expedition der „Recensionen.“

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

## Accouchement secret

in der Familie eines renommirten Arztes und Geburtshelfers auf dem Lande im Sächsischen. Näheres sub C. W. S. 1000. poste restante Leipzig franco.

Im Verlage von Hermann Coste-noble in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

## Der Flüchtling.

Eine Erzählung.

aus Neu-Mexico

und dem angrenzenden Indianergebiet; im Anschluß an den „SalbIndianer“

von

Balduin Möllhausen.

4 starke Bände. 8. broch. 5<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Thlr.

Der Herr Verfasser führt den Leser dies Mal im „Flüchtling“ in die merkwürdigen Ruinen untergegangener Städte der verschollenen Urvölker Mexicos. Die Contraste, welche durch die Berührung der Civilisation mit jenen wenig bekannten, jetzt dort lebenden wilden Indianerstämmen hervortreten, verleihen obiger, annehmlichen Erzählung nicht weniger Reiz, als die darin verwebten wahrheitsstreuen Schilderungen und Verhältnisse der Sklavenzüchter zur Neger-Race.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## The first Letter writer

Collection of one Hundred Letters on the most familiar Topics.

By James M'Lean, Esq.

Mit Noten und Wörterbuch.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 9 Ngr.